

zum Ausdruck komme, durch welche die Grenzen zwischen Wahrheit und Fiktion verwischt würden. Mit diesem Problem befasst sich auch Cecil Courtney in ihrem lesenswerten Beitrag über Isabelle de Charrière (Belle de Zuylen). Der Versuch der jungen Schriftstellerin, die Tradition, Konvention und Vorurteil (*opinion*) misstraute und als *femme savante* und *bel esprit* eine Bedrohung für die Männer ihrer Umgebung darstellte, Gewissheit über sich selbst zu finden, ist ein instruktives Beispiel für die Konstruktion von Identität. In ihrer Korrespondenz mit Constant d'Hermettes und James Boswell versucht Isabelle de Charrière, den Platz zu finden, den eine junge Frau in der Gesellschaft ihrer Zeit einnehmen konnte. Sie thematisiert die Widersprüche und Mehrdeutigkeiten zwischen eigenen Wünschen und Rollenerwartungen und flieht schließlich ebenso wie Boswell in eine Welt der Fantasie (Bovarisme). In ihrem Spätwerk begegnet den LeserInnen eine ganz andere Frau, die von der Notwendigkeit, eine soziale und persönliche Identität zu haben, überzeugt ist. Identität, so das Fazit der Verfasserin, ist sicher nicht mehr als ein Konstrukt, aber ein Konstrukt, ohne das das Leben keine Bedeutung hätte.

Claudia Ulbrich, Berlin

**Meinrad Ziegler, Das Soziale Erbe. Eine soziologische Fallstudie über drei Generationen einer Familie.** Mit einem Vorwort von Edith Frank-Rieser. Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag 2000, 312 S., öS 548,00/DM 76,80/EUR 39,80, ISBN 3-205-99229-6.

Mit seiner jüngst veröffentlichten Habilitationsschrift hat der österreichische Soziologe Meinrad Ziegler eine von ihren Zugängen und Ergebnissen her auch für HistorikerInnen inspirierende und wichtige Arbeit vorgelegt. Sein inhaltliches Anliegen gilt der Frage nach dem „sozialen Erbe“: nach familiär vermittelten Prozessen der Tradierung von Lebensorientierungen und kulturellen Werten beziehungsweise danach, wie Frauen und Männer bei der Entfaltung ihrer individuellen Lebensverläufe davon beeinflusst werden. Mit der Annahme eines „sozialen Erbes“ problematisiert und differenziert Ziegler zwei makrotheoretische Grundthesen aktueller soziologischer Gesellschaftsanalyse, die auch in geschichtswissenschaftlichen Interpretationen gesellschaftlichen Wandels häufig rezipiert werden: jene der Individualisierung und der Enttraditionalisierung – im Sinne eines zunehmenden Bedeutungsverlustes sozialer Herkunft und kultureller Überlieferungen.

Der Ort, an dem Meinrad Ziegler den Transfer von sozialem Erbe untersucht, ist also die Familie, von ihm als historisch variables soziales Netzwerk gefasst, das zudem eine Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft bildet. Das lässt den Autor auch nicht bloß bei einem innerfamilialen Blick oder einem familiensoziologischen Ansatz verweilen. Die gewählte Thematik interessiert ihn deshalb – und hier ist er vom kulturanthropologischen Erkenntnisinteresse an einem besseren Verständnis des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft motiviert –, weil an ihr „das Zusammenwirken von historischen Entwicklungen, gesellschaftlichen Verhältnissen und subjektiven Erfahrungen studiert werden kann“ (25). Aus diesem grundsätzlichen Zugang ergibt sich die zentrale Fragestellung der vorliegenden Publikation: ob und wie der

sozial-historische Wandel der Gesellschaft das Verhältnis zwischen den normativen Rahmungen, welche die jeweilige Elterngeneration weitergibt, und den individuellen Entscheidungen, welche die Kinder im Kontext ihrer Biografie setzen, verändert. Denn, wie Meinrad Ziegler in einem vielschichtigen theoretischen Einleitungsteil darlegt, der Transfer des sozialen Erbes erschöpft sich „nicht in einem einfachen Akt der Übergabe und Übernahme“ (23), familiäre Traditionen werden viel mehr unter dem Eindruck der sich wandelnden gesellschaftlichen Prozesse reinterpretiert. Kulturell-gesellschaftliche Erfahrungen außerhalb der Familie entscheiden darüber, wie die Erbenden diese Ressourcen durch eigenes soziales Handeln adaptieren, weiterentwickeln, umschreiben oder auch verweigern.

Für den empirischen Teil seiner Forschungsarbeit hat Meinrad Ziegler das Design einer interpretativen Fallstudie gewählt, deren methodische Besonderheit in ihrem ethnografischen Zugang liegt. Die Prozesse der Tradierung werden am exemplarischen Fall einer Familie untersucht, die der Soziologe mehrere Jahre begleitet hat: in Form offener Interviews, informeller Gespräche, die in unterschiedlichste soziale Kontexte eingebunden waren, dazu kommen „Feldnotizen“, in denen Beobachtungen aus Alltagsbegegnungen mit Angehörigen der Familie festgehalten wurden, und ein „Feldtagebuch“, in dem der gesamte Forschungsprozess selbstreflexiv festgehalten ist.

Drei Generationen dieser „Fall-Familie“ sind in die Untersuchung der Prozesse und Mechanismen der Tradierung sozialen Erbes einbezogen. Die Angehörigen der älteren Generation sind um 1925 geboren, die Angehörigen der mittleren Generation um 1948 und die Angehörigen der dritten Generation um 1973. Jeweils zwei Personen aus einer Generation – zwei Großmütter, ein Elternpaar und deren zwei erwachsene Kinder, ein Sohn und eine Tochter – wurden auf ihre subjektiven Erfahrungen und ihr Verständnis von Herkunft, Familie, Gesellschaft und eigener Lebensplanung befragt – sowie auf ihr Erleben in zentralen historischen Phasen. Mit ihren jeweiligen Lebensgeschichten repräsentieren sie immer auch zentrale Perioden der österreichischen Zeitgeschichte: die gesellschaftlichen Erfahrungen der Zwischenkriegs- und NS-Zeit, die Erfahrung des kulturellen Bruchs rund um 1968 und die „Kreisky-Ära“ sowie die Periode des Zusammenbruchs der realsozialistischen Staaten und des damit verbundenen Durchsetzungsprozesses der Globalisierung. Diese historischen Schlüsselphasen nehmen in den Lebenszusammenhängen und im Bewusstsein der drei Generationen einen jeweils anderen Ort ein. Gesucht und ausgelotet werden die generationspezifischen Logiken sowie die Prozesse und Mechanismen von Tradierung und Reinterpretation.

Der Anspruch auf das Einbringen historischer Tiefenschärfe stellt ein Charakteristikum dieser Studie und des prinzipiellen Forschungszugangs von Meinrad Ziegler dar. Immer wieder bewegt er sich mit seinen wissenschaftlichen Fragen im Schnittfeld zwischen Soziologie und Zeitgeschichte: so etwa in den – gemeinsam mit der Soziologin Waltraud Kannonier-Finster erarbeiteten und verfassten – Publikationen „Frauen-Leben im Exil. Biographische Fallgeschichten“ und „Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit“.<sup>1</sup> Auch diese beiden Arbeiten

---

1 Waltraud Kannonier-Finster u. Meinrad Ziegler, *Frauen-Leben im Exil. Biographische Fallgeschichten*, Wien/Köln/Weimar 1996; Meinrad Ziegler u. Waltraud Kannonier-Finster, *Österreichisches Gedächtnis*.

kommen durch ein interdisziplinäres Forschungssetting – es umfasst neben soziologischen, psychologischen und historischen Analysestrategien vor allem auch einen sensiblen Umgang mit *Oral-History*- und biografischen Methoden – zu nuancierten Ergebnissen.

Worin besteht nun der Ertrag von Zieglers Untersuchungen zum „sozialen Erbe“? Zunächst fällt auf, dass der Autor dabei Frauen und Männer gleichermaßen subtil im Blick hatte, und dass die – jedem familiären Gefüge zugrunde liegende – Geschlechterfrage kontinuierlich in seine Darstellung und Interpretation eingeflochten ist. Die Auswertung des empirischen Materials ist von einem konsequenten Wechsel zwischen der subjektiven Eigenperspektive der Interviewten und der strukturanalytischen Perspektive des Forschers geprägt. Das ermöglicht es der Leserin, dem Leser, die einzelnen Interpretationsschritte und Deutungsangebote Zieglers nachzuvollziehen und weiterzudenken. Die fließenden Übergänge von lebensnaher Erfahrung und theoretischer Reflexion machten diese Teile des Buches für mich als Rezensentin auch deshalb „spannend“ und erkenntnisreich, weil sie nicht nur meinen wissenschaftlichen, sondern auch meinen selbstreflexiv-biografischen Blick zu stimulieren vermochten. Erfrischend ist zudem Zieglers transparenter und „gebrauchswertorientierter“ Umgang mit theoretischen Bezügen, die er nicht als abstrakte Modelle über die alltäglichen Erfahrungen und Innensichten der „Fall-Familie“ drüberstülpt. Sie „dienen“ – und das im ganz unmittelbaren Wortsinn – eher als „Wahrnehmungsboden, auf dem sich Vielschichtigkeit abbilden kann“, sowie als „äußerster Zusammenhalt subjektiver Ordnungslogik“ (14).

Durch diese subtile „Verwissenschaftlichung der Familiengeschichte“ (18) verwandeln sich „die subjektiven Erfahrungen in kulturelle Phänomene“, die über das Individuelle hinaus Bedeutung gewinnen. Ich will das an einer der in der Publikation ausgearbeiteten Interpretationsschienen verdeutlichen, und zwar an jener der Tradierung beziehungsweise Umschreibung der kulturellen Normen über den gesellschaftlichen Ort von Männern und Frauen durch die drei Generationen der untersuchten Familie. Gleich vorweg: Ich war – obwohl um die Zähigkeit von Geschlechterrollen wissend – zunächst irritiert über die „unerhörte“ Begrenztheit, mit der sich Wandel und Veränderung in den subjektiven Orientierungen vollzogen, und doch wurde diese verzögerte Dynamik gleichzeitig begreifbar. Scheint doch das Verhältnis zwischen der normativen Macht traditioneller Muster und subjektiven Handlungsspielräumen nicht zuletzt davon bestimmt zu sein, dass jenseits von Diskursen der Veränderung die eigenen Orientierungen als Frau und als Mann ein Stück weit immer auch an die konkreten Lebensmodelle der jeweiligen Elterngeneration gebunden bleiben: an ihre „sichtbaren Plattformen“ und „verborgenen Verankerungen“ (222). Diese sind – und das wird am Beispiel der Generationenfolge der Fall-Familie hautnah nachvollziehbar – der Fokus, von dem aus Umschriften und Neuinterpretationen erfolgen.

Die Interviewpartnerinnen der älteren, um 1925 geborenen Generation – sie treten uns in den Pseudonymen Antonia Th. und Hanna F. gegenüber – präsentieren sich als

---

Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit. Mit einem Beitrag von Mario Erdheim, Wien/Köln/Weimar 1997<sup>2</sup>.

Frauen, die unlösbar mit der Welt der Familie verstrickt sind. Dabei fällt die stark normative Dimension dieser Familienzentriertheit auf. Unter ihrem Druck verschiebt etwa die aus dem ländlichen Arbeitermilieu stammende und später mit einem Polizisten verheiratete Antonia Th. ihre gleichzeitig gelebte, jahrzehntelange Erwerbstätigkeit als Verkäuferin auf die Hinterbühne ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung. Erst auf Nachfrage des Interviewers bekommen auch ihre Freude und ihr Interesse daran Raum. Die Ehen beider Frauen – ihre Männer waren zum Zeitpunkt der Untersuchung nicht mehr am Leben – waren mit Verzichtseleistungen im Hinblick auf soziale Erfahrungen außerhalb der Familie beziehungsweise mit der Entwertung solcher Erfahrungen verbunden.

Die mittlere Generation der Fall-Familie – die 1949 geborene Irene F. und ihr 1947 geborener Ehemann Richard – gehört gleichzeitig auch zu jener gesellschaftlichen Generation, die in vielem mit normativen Mächten und mit bis dahin unhinterfragten Traditionen zu brechen begann. Ihre Erwartungshorizonte wurden von den Diskursen der studentischen 1968er-Bewegung inspiriert. Doch die kulturell tief verankerten Normen über den gesellschaftlichen Ort von Frauen und Männern reichen in einem erstaunlichen Maß auch in ihre eigenen Lebensmodelle hinein. Irene F. entfaltete ihre Lebensgeschichte weiterhin auf der Grundlage der Vorstellung, dass sie als Frau grundsätzlich für den häuslichen Bereich zuständig ist. Die ausgebildete Kindergärtnerin widmete sich nach der Geburt ihres Sohnes und ihrer Tochter diesen Aufgaben. Ihre „weibliche Zuständigkeit“ wird ergänzt durch die klare Berufsorientierung ihres Mannes – er ist als Arzt tätig –, der damit die herrschende Norm männlicher Lebensführung fortsetzt. Doch im Rahmen dieser institutionengestützten „Normalbiografien“ gibt es sehr wohl Aufbrüche und Neudefinitionen.

So korrigiert Irene F. die Norm der weiblichen Familienzentriertheit, unter deren Druck ihre Mutter die faktische Freude an ihrer Erwerbstätigkeit verheimlichen musste. Ihre Korrektur bezieht sich allerdings nicht auf eine nunmehr offensiv gelebte Verknüpfung von Familie und Beruf – zu eindringlich hatte sie erlebt, wie die Mutter diese beiden Realitäten in einem sich ausschließenden konflikthaften Nebeneinander leben musste. Die damit verbundene biografische Störfahrung und der politisch-kulturelle Aufbruch der ausgehenden 1960er Jahre motivierten sie zu einer ganz spezifischen Umschrift ihrer Rolle als Frau: Sie wurde in den sozialen Bewegungen dieser Zeit aktiv und führte ihr Engagement später auch in anderen politischen Feldern weiter. Mit dieser Orientierung sprengte sie die Familie „als isolierten Ort einer individualisierten Privatheit“ (238) auf. Dabei wurde und wird sie von ihrem Ehemann unterstützt. Seine – ebenfalls vom ideologischen Background der 1968er-Bewegung her rührende – kritische Haltung gegenüber der Lebensform der Kleinfamilie hat seine Erwartungen an einen traditionellen Haushalt und an die weibliche Hingabe an das Familienleben reduziert. Erhalten geblieben ist hingegen das männliche Selbstverständnis, dass die häusliche Arbeit nicht zu seinen Verpflichtungen zu rechnen ist.

Die beiden in den 1970er Jahren geborenen Kinder übernehmen von ihren Eltern die reflexive Auflockerung der traditionellen Normen für den weiblichen und männlichen Lebenslauf. Auch von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen her steht ihnen ein ungleich größeres Feld an Optionen zur Verfügung. Zweifellos haben sie an Planungsautonomie gewonnen, die aber nicht unbedingt von einem analogen Gewinn an

biografischer Handlungsfähigkeit begleitet wird, vor allem dort, wo die Geschlechterfrage eine lebenspraktische Dimension bekommt, etwa bei der Entscheidung: Kinder ja oder nein?, oder in der Frage: Wie wird Familienverantwortung aufgeteilt? Bei der Umsetzung der neuen Möglichkeitsräume fühlen sich die Angehörigen dieser Generation auf ihr individuelles Reflexionsvermögen zurückgeworfen, weil klare gesellschaftlich-kulturelle Impulse und Diskurse dafür, wie die neue Vielfalt zu handhaben ist, fehlen. Angesichts dieser Unübersichtlichkeit beziehen sie ihre konkreten und lebenspraktischen Orientierungen für das eigene Leben in vielen Fragen verstärkt von jenen traditionellen Werten, „die sich als mächtig genug erwiesen haben, die Lebensgeschichten der Eltern zu strukturieren“ (244).

Gute Studien regen zum Weiterdenken, Differenzieren und zum Formulieren darüber hinausgehender Fragen an: Welche Bedeutung kommt gleichaltrigen Cliquen, aber auch erwachsenen Bezugspersonen jenseits der Herkunftsfamilie bei der biografischen Formierung von männlichen und weiblichen Lebensmodellen zu, gerade in den jüngeren Altersgruppen? Wie funktioniert der Transfer von Orientierungen in all den vielfältigen, oft auch gebrochenen Formen des Zusammenlebens von Eltern und Kindern, die wir „Familie“ nennen? Welche Bedeutung hat „soziales Erbe“ in anderen Milieus als jenem der Fall-Familie, das seit der zweiten Generation ein ausgewiesen bildungsbürgerliches ist?

Jenseits der gestellten, beantworteten und noch offenen Fragen kann Meinrad Zieglers Postulierung eines sozialen Erbes – und sein überzeugender und nuancierter empirischer Nachweis – auch auf einer ganz grundsätzlichen Ebene rezipiert werden. Werden wir doch darauf verwiesen, dass es eine „wirkliche und wirksame Verbindung von Vergangenheit und Zukunft in einer konsequenten, aktiven Gegenwart“ (9) gibt. In einer Zeit, deren Diskurse zwischen freier – geschichtsloser – Selbsterfindung des Menschen und historisch-resignierter Untergangsprophetie pendeln, ist das ein herausfordernder und ermutigender Denkansatz.

*Ingrid Bauer, Salzburg*

Sylvie Steinberg, **La confusion des sexes. Le travestissement de la Renaissance à la Révolution**. Paris: Fayard 2001, 410 S., FF 150,00, ISBN 2-213-60848-2.

Die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts haben eine Flut von Texten zu *cross dressing*, Travestie und Maskerade hervorgebracht. Die Maskerade entlarvt durch die Imitation des anderen Geschlechts, durch die Adaption geschlechtsspezifischer Normen, Werte und Symbole den prinzipiellen Konstruktionscharakter von Geschlecht. Sie subvertiert die vorgeblich stabilen Beziehungen zwischen den Geschlechtern, indem sie die Grenzen verschiebt und den Geschlechterbinarismus aufhebt.

Im Jahr 1992 erschien das inzwischen zum Standardwerk avancierte Buch von Marjorie Garber „Vested Interests“. Damit hat Garber die Theoretisierung der *Queer*